

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage
zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 20. September

Nr. 38

Der Wohlthäter.

Soziale Skizze von Friedrich Thieme.

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

Wie sich von selbst versteht, war die Bürgerschaft von der Großmut „unseres Hanneberg“ in hohem Grade gerührt, die bekannten umfrüherlichen Elemente ausgenommen, die für das Schöne und Große, in erster Linie für die Ausflüsse eines hohen patriotischen Denkens, nicht empfänglich sind. Wie sich von selbst versteht, schwierte der lokal nationalliberale Moniteur aus Anlaß dieses der Bewunderung aller Eblen würdigen, in den Annalen der Gemeinde mit einem gemalten Lorbeer umrahmten Altres einen Leitartikel aus, der sich allmählich zu den ergreifendsten Phrasen eines Briefstellers emporschwang und „unserm Hanneberg“, den bewährten Führer der Ordnungspartei, den Wohlthäter in allen Niancen, die goldene Bürgerkrone aufs Haupt schraubte. Wie sich von selbst versteht, gelangte der Beschluß der Stadtvertretung pünktlich zur Ausführung; die Schule wuchs wie ein Phönix aus dem Schutt des armseligen Landes hervor, die Straße dehnte sich dem Neubau entgegen, die Gas- und Wasserrohre gaben noch vor seiner Vollendung ihre Visitenkarten darin ab. Wohl meinten einige Nörgler, die Brühle komme der Stadt teurer wie das Fleisch zu stehen — denn die Straßenanlage verschlang bei der Ungunst des Terrains das dreifache des vorher veranschlagten Betrages — doch diese Leute verstanden es eben nicht besser.

Als die Schule beinahe und die Straße ganz fertig war, wurde nicht allzu weit von ersterer zum großen Erschaunen der Städter ein neues Gebäude abgesteckt. „Was ist denn das? Wer baut denn hierher?“ Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: „Unser Hanneberg baut sich eine Villa mit einem großen Garten und Park.“ Der uneigennütige Mann! Natürlich wollte er sein Land auch ausnutzen, und er konnte es ja auch ganz gut, da jetzt eine schöne Straße nach dem neuen Grundstück führte und er außerdem Gas- und Wasserleitung vorband. Sein Beispiel ahmte der Schuldirektor nach, der sich neben der Schule ein Haus errichtete. Das Grundstück, worauf es zu stehen kam, erwarb er vom Kommerzienrat, der es ihm billig abließ — es kostete kaum zehnmal so viel, wie der brave Mann selbst für den entsprechenden Teil gezahlt hatte. Die Preiserhöhung fand der Käufer auch ganz in der Ordnung: der Schul- und Straßebau in Verbindung mit der Gas- und Wasserleitung hatte den Wert des ehemals fast wertlosen Grundes und Bodens bedeutend gesteigert. Und mit jedem Tage stieg er höher, da das Beispiel des Direktors bald Nachahmer fand. Hier war ja der Westen der Stadt, und als der Amtsrichter und der Apotheker Terrain erworben hatten, um sich ebenfalls daselbst niederzulassen, bildete sich die feste Ueberzeugung, daß man hier den künftigen vornehmen Stadtteil, das Honoratiorenviertel, vor sich habe. Sofort bemächtigte sich die Spekulation der großen Idee — nun stieg das Land von Woche zu Woche. Das Ende vom Liede war: der Herr Kommerzienrat hatte sein Vergland bis zur letzten Krone an den Mann gebracht und daraus — ungeachtet der Abtrennung des Schul- und Schulgartengrundstückes und des großen Terrains für sich selbst — etwa das Zwanzigfache des Kaufgeldes gelöst, das er selbst ein paar Jahre früher entrichtet hatte.

So belohnt sich eine gute That — wie die Sentenz unserer Ordnungsblätter und Schulbücher lautet. Und in der That war dies die Meinung eines guten Teiles der Bürgerschaft, während einige, die den Zusammenhang ahnten, in dem Verfahren ihres großen Wohlthäters durchaus nichts Anstößiges erblickten, indem sie bei der Besprechung püffig lächelnd, innerlich für sich das Recht in Anspruch nahmen, gegebenenfalls

(und Vermögens) es genau ebenso zu machen. So blieben nur die berufsmäßigen Unruhestifter, die herkömmliche Rotte Rohrah; ihre verleumderische Thätigkeit wagte sich sogar an die Motive des edlen, großherzigen Mannes heran, dessen Ruf zum Glück über alle Zweifel erhaben war. Wer wollte ihm verdenken, daß er die Konstellationen benutzte? Hätte er seine Acquisition der Stadt zurückgeben sollen? oder das erworbene Land verschrenken, damit andere sich des reichen Gewinnes erfreuten? Selbst jene Leute würden nicht so weit gehen, diese Aufforderung an ihn zu stellen!

Zum Glück ließen sich die besseren Elemente nicht irreführen. Die Schule wurde endlich eingeweiht und dieser Tag war ein Tag des Triumphes für den großen Wohlthäter. Seine Stiftung stand eingraviert auf einer Marmortafel über dem Portal des Gebäudes, die Inschrift umgeben von einem Lorbeerkranz. In der Festrede gedachte der Bürgermeister in erhebenden Worten seiner uneigennütigen Handlung, der man es allein verdanke, daß der herrliche Bau, in dessen stattliche Räume die Jugend heute ihren Einzug halte, sich stolz und mächtig erhebe zur Freude der Bürger, zum Segen der Jugend, zum ewigen Gedenken einer edlen That! Abends brachten die Kriegervereine, die Feuerwehr und die Schützen „unserm Hanneberg“ einen Fackelzug. Der große Wohlthäter erschien mit mildem Lächeln auf dem Balkon seines Hauses, die Frau Kommerzienrätin an der Seite; beide nickten herablassend Dank und Anerkennung nach allen Richtungen. Endlich ergriff er sogar das Wort, der hehre Patriot, um seinen Dank für die empfangenen Guldigungen auszusprechen. O, wie ergriffen, wie bewegt er war — eine Thräne schimmerte in seinen Augen, eine jener historischen Thränen, wie sie aufbewahrt zu werden verdienen im Buche des Lebens im großen Mahabharata der Geschichte.

Man überschätze sein geringes Verdienst, sagte er, er habe nichts gethan als seine Bürgerpflicht. Er freue sich, daß er in der Lage gewesen sei, seine Vaterstadt zu nützen. Möge die Schule eine weitere Etappe ihrer gedeihlichen Entwicklung darstellen zu Nutz und Frommen aller Bürger und Einwohner, auch derjenigen — hier zitterte seine Stimme — die aus Unverstand oder Bosheit seine gute Absicht verkannt hätten. — Hier unterbrach ihn ein wahrer Sturm der Entrüstung, der sich in lauten Psuirufen und Schmähungen gegen die Nörgler Luft machte. Ein Glück für die niederträchtigen Gesellen, daß sie nicht zur Stelle waren, sonst hätte die edle Erbitterung der Patrioten in fühlbarer Form Ausdruck gesucht. Doch der große Wohlthäter erhob persönlich seine beschwichtigende Stimme. Man solle sie reden lassen, ihre Herabsetzung ehre ihn, ihr Neid sei sein Ruhm; ihre Bosheit (Bravo!) pralle ab an seinem ehrlichen Willen. Unbeirrt, unentwegt, ungetroffen werde er nach wie vor fortfahren, der Wohlthäter der Stadt zu sein, seine schwache Kraft ihrem Dienste und dem Besten seiner geliebten Mitbürger zu widmen; ihr und ihnen gehöre sein letzter Atemzug!

Hier versagte dem ehrenwerte Manne die Stimme — da hoben sich die Fahnen, die Fackeln wurden geschwungen, die Hände der Zuhörer prallten aufeinander, und zum blauen Sternenhimmel empor drang aus tausend Kehlen der enthusiastische Ruf: „Unser Hanneberg soll leben hoch! hoch! hoch!“

Liebknachts Erbe.

Von Kurt Eisner.*)

Einem reichen Leben, das sich in der Arbeit für eine große allgemeine Sache erschöpft hat, läßt sich keine schönere Grab-

*) Wir entnehmen diesen Artikel dem Septemberheft der Sozialistischen Monatshefte, auf dessen reichen Inhalt wir bereits hingewiesen haben.

Schrift denken, als das scheinbar hämisch und verächtlich klingende Wort: Es hinterläßt keine Lücke!

Der unendlich Kleine, der nie außer sich selbst gewirkt hat, und der unendlich Große, der die Erfüllung seines Wertes erlebt, — beiden ruft man dasselbe Wort über die Gruft, dem einen zum Hohn, dem andern in der Bewunderung unermesslichen Menschenglücks: Sein Tod hinterläßt keine Lücke.

Das erst ist ein vollendetes Leben, das seine Mission so vollständig erfüllt, daß es getrost — arm und ohne Erbe — in nichts zerwehen kann, ohne um die Zukunft seines Wirkens zu bangen. Zwischen dem Leben, das vor der Zeit gebrochen, und dem, das über die Grenze seiner Kraft hinauswuchernd seine Früchte verzehrt, liegt diese Glückseligkeit eines nach voll geleisteter, ewig geleisteter Arbeit stillen wehlosen Hinübergehens in gnädige Vergessenheit.

Ist Wilhelm Liebknechts, des tapferen Patriarchen der Sozialdemokratie, jäh beendiges Dasein in diesem Sinne vollendet? Viele werden es glauben. Alle Erfolge der herrschenden Gewalten, die in den letzten 74 Jahren erreicht worden sind, schrumpfen ins Winzige zusammen vor der unerschöpflichen Ernte des mit keiner staatlichen Autorität gerüsteten, ganz auf sich selbst gestellten privaten Mannes, in dem ein verachtetes Häuflein von Schwärmern zu der größten, ehesten und unüberwindlichsten Kulturmacht emporwuchs. Sollte einem Manne, dem es vergönnt war, am Abend seines Daseins solch Gelingen seiner Arbeit zu schauen, nicht das stolze resignierte Glück zuzuerkennen sein, daß er sich seine — Entbehrlichkeit erungen hat? Ja, manche Jüngeren möchten sogar schon zu der Ansicht geneigt sein, daß der alte Führer zum Hemmer zu werden begann, daß er sich sträubte, neue Wege zu gehen, auf die uns die notwendige Entwicklung weist.

Wenn ich, als einer der jüngeren Generation, am Tage, nachdem das Volk der Welt, in seiner Masse und in seinen Vertretern, seinen geliebtesten Führer in einer unvergesslichen Feier zu Grabe geleitet, ein paar Sätze zu dem Bilde des Toten hinzufügen soll, so glaube ich um der jungen Generation willen nicht besser dem Andenken Wilhelm Liebknechts dienen zu können, als durch einen entschiedenen Protest gegen die Zwerggeister und Böswilligen, die uns insurrebden suchen, daß der Alte eigentlich eine überwundene Zeit darstelle, und daß wir Jungen nichts Weiteres thun können, als eiligt aus seiner Schule zu laufen, um funkelneue Weisheit zu schlürfen.

So stehen die Dinge nicht. Liebknechts Aufgabe ist nicht vollendet, geschweige überholt. Das gerade sind seine wertvollsten Eraktionen, die man als Zeichen einer greisenhaften Erstarrung mitteilidig entschuldigt. Sein Leben ist nicht vollendet, er hinterläßt ein bedeutames Erbe, an dem zu arbeiten unsere wesentlichste Pflicht ist.

Liebknecht ist nichts weniger als ein unbiegsamer Doktrinär gewesen. Im Gegenteil, der phantasievolle Dichter und der sorglos schweifende Feuilletonist nahm nicht selten den schwächern Politiker beim Arme und verführte ihn zu allerlei Kreuz- und Querzügen. Das Stück — allerdings unentbehrlicher — Bedanterie, das in allem systematischen und prinzipiellen Denken steckt, war diesem leidenschaftlichen Bohemien so zuwider, daß er gelegentlich gern, allen Ballastes und jeden Bügels entledigt, ins Land der paradoxen Zwanglosigkeit streifte. Aber in seiner Grundanschauung ließ er sich nicht beirren, in ihr erlarrte er glücklicherweise; denn in dieser Erstarrung trieb der Frühlingssack von 1789 und 1848, der immer noch seiner vollen Entfaltung harret.

Die prinzipielle trogige Negation der Bismarckschen Realpolitik, dieser Mut, historischen Entwicklungen zu trocken, dieses idealistische Weltbürgertum — das sind die Züge in Wilhelm Liebknechts Anschauung, die in der Sozialdemokratie niemals verloren gehen dürfen, wenn anders sie nicht selbst sich verlieren soll.

Die bedingungslose Opposition gegen den Militarismus, die grundsätzliche Ueberordnung des internationalen und sozialen Gedankens über die nationalen Ansprüche, die Abweisung jeder „opportunistischen“ Tagespolitik, welches die prinzipiellen Forderungen zu erweichen und zu zerstückeln sucht, die Ueberzeugung, daß nur die völlige Beseitigung der kapitalistischen Unordnung ein taugliches Heilmittel und der Klassenkampf das einzige Mittel zu diesem Ziel sei, und endlich die sittliche Idee der Humanität als oberstes unverbrüchliches Gebot — darin bestand der mächtige Glaube des „Ideologen, der nicht mit der Zeit mitgehen wollte“ und so jugendlich vernünftig blieb, Narbeiten abzulehnen, mochten sie sich auch mittlerweile im Laufe der Zeiten ehrbare Größenwürde errungen haben.

Es ist der Freischärler der deutschen Revolution, der in der Sozialdemokratie fortwirken wird und muß, der Held, der geradeaus marschiert, der sein Leben auf nichts und seine Sache auf das All des höchsten Ideals stellt. Es ist der Freischärler, der als freies Individuum so handelt, als ob an seiner Person das Geschick der Völker hinge, und der sich doch zugleich bewußt

ist, daß er nur ein Soldat ist, ein Soldat unter vielen im Zuge der Freiheit.

Wir wissen heute, daß von allen Mitteln, die Welt zu revolutionieren, keines unzweckmäßiger ist, als das von unsrer Unterdrückten überkommene der rohen Gewalt und Zerstörung. Nur die Verzweiflung äußerster Notwehr, die keine Wahl und keinen Weg mehr läßt, legitimiert dies Mittel. Die Sozialdemokratie strebt ihre Revolution durch die friedliche Eroberung der Macht zu gewinnen; es wird nicht unsere Schuld sein, wenn die Entwicklung zu rauheren Zusammenstößen führen sollte. Aber Revolutionäre der Aufgabe, des Zieles bleiben wir, und die Bewegung der Sozialdemokratie wird jung und sieghaft bleiben, so lange sie sich als ein revolutionärer Freischärlerzug des Geistes fühlt, so lange jeder einzelne für sich im Klaren ist, den Mut des Freischärlers zu beweisen — voran der Liebknecht von 1849.

Je mehr sich heute mehr oder minder ehrliche Klugmeier an die Sozialdemokratie drängen, die uns auffordern, unsere Utopien gegen hübsche reelle sozialistisch galbanisierte Liebesgaben einzuhandeln, um so mehr bedürfen wir des alten Mahners und Warners, dessen Wort über das Grab hinaus uns die lästigen Ratgeber vom Galle halten mag. Gewiß hat Liebknecht in der Besorgnis, die welthistorische Aufgabe des Sozialismus möchte Schaden leiden, bisweilen mehr, als ersprießlich, sich einer sektiererischen Abstinenzpolitik hingegeben. Aber je mehr die sozialistische Bewegung erstarrt und an innerer Klarheit und Sicherheit gewinnt, um so unbedenklicher darf die Partei in den Todeskämpfen die durch die Lage gebotenen Mittel anwenden. Vorbedingung ist allerdings, daß wir die großen Grundanschauungen des Sozialismus ohne jede Schwächung und Trübung festhalten. In dieser Hinsicht müssen wir in der „Erstarrung“ unbelehrbar verharren. Sei es immerhin, daß wir einmal im starren Blick auf das Prinzip einen diplomatischen Fehler in den Wirrungen des Tages begehen. Die Zeit heilt solche Irrtümer, und sie hinterlassen nicht einmal Narben, sondern nur belehrende Erinnerungen. Es ist nicht die Aufgabe der Sozialdemokratie, staatsmännisch zu sein, es darf nicht unser Ehrgeiz sein, für die Ausnutzung des Augenblicks hervorragende Bistigkeit zu beweisen — diese kleinen Staatsweisheiten sind unbeträchtliche Künste, die ja übrigens auch die Sozialdemokratie vollkommen beherrscht, — unsere Daseinspflicht aber ist es, der Zukunft zu dienen; eine Abirrung vom Ziel ist durch tausend Tageserfolge nicht wieder auszumachen.

Nicht: weniger Liebknecht! kann die Lösung sein, sondern eher schon: mehr Liebknecht!

Die Entstehung und Verhütung des Haarausfalles.

Die allgerwöhnlichste Ursache des Haarausfalles ist die Ansteckung durch einen andern, der bereits an Haarschwund leidet. Das kann beim Friseur oder Barbier entstehen, aber auch durch Ansteckung in der Familie selbst. Gelegentlich des Haarschneidens und des Rasierens kommt, so schreibt Dr. Scherbel in der Wochenschrift „Haus, Hof und Garten“, das Handwerkszeug der Friseure und Barbiers ohne Auswahl mit dem Haarboden und dem Haare gesunder und haartrauer Personen in Berührung. Je leichter der Haarbestand eines einzelnen wird, um so häufiger besucht er zum Zweck der Haarpflege den Friseur, und setzt sich nicht allein selber den dort herrschenden ansteckenden Einflüssen immer wieder aus, sondern trägt auch seine eigenen ausfallenden Haare und Schuppen in das von allen und für alle gemeinsam benutzte Kammmenge hinein. Dieses letztere aber ist von seinen Anhängeln kaum mehr ganz zu befreien. Wenn man bedenkt, welche Mühe es macht, die ärztlichen Instrumente von Krankheitskeimen frei zu halten, kann man sich eine Vorstellung machen, wie schwer es ist, Kämme und Bürsten, namentlich die großen, von einem Rade getriebenen, sogenannten mechanischen Bürsten vollständig zu reinigen oder gar zu desinfizieren. Deshalb sollte jeder nur seine eigenen Kämme und Bürsten benutzen und auch diese nur in sorgfältig gereinigtem Zustande, und sollte dieselben auch von seinem Friseur gebrauchen lassen. Wer dies nicht thut, der beobachte wenigstens die Vorsicht, bald nach dem Haarschneiden oder Rasieren eine gründliche Waschung mit Seife und mit einer ärztlich zu verordnenden Desinfektionslösung folgen zu lassen. Die großen mechanischen Bürsten, die Walzen usw. lasse man in den Friseurstuben nicht an seinen Kopf heran. Die Barbiers und Friseure aber sollten einer strengen Beaufsichtigung dahin unterworfen werden, ob sie ihre Kämme, Bürsten, Rasiermesser usw. sorgfältig rein halten und nach dem Gebrauche desinfizieren. Das Publikum selber sollte eine scharfe Kontrolle ausüben und „verdächtige“ Barbier- und Friseurstuben ganz meiden.

Man gewöhne ferner die Kinder früh an ein sauberes Verhalten auch in Behandlung ihrer Kämme und Bürsten, und be-

sonders möge eine Mutter, die mit schuppender Kahlheit behaftet ist, sich hüten, mit ihrem Kamme auch die Haare ihrer Kinder zu ordnen. Am besten reinigt man die Kamme durch Bürsten mit Seife, durch Waschen mit Salmiakgeist oder durch Einlegen in eine Desinfektionsflüssigkeit mit nachfolgender Abspülung. Jede „Gütergemeinschaft“ in den Familien in Bezug auf Kamme, Haarbürsten usw. ist zu verwerfen, und besonders gefährlich scheinen die Taschenbürsten zu sein, die sich oft schon äußerlich in einer sehr zweifelhaften Verfassung präsentieren und eine wahre Brutstätte von allerhand Pilzen darstellen.

Wir erwähnten vorhin die „schuppende Kahlheit“, und in der That sind die Kopfschuppen oder der Kopfschinn eine der häufigsten Ursachen des Haarausfalls. Die Kopfschuppen entstehen durch eine zu starke Absonderung der in der Kopfhaut gelegenen Talgdrüsen. Diese Talgdrüsen „produzieren“ für gewöhnlich den jedem Haar nötigen Fettstoff, und der geringe Grad von fettigem Ueberzug, den jedes Haar besitzt, verschafft ihm den schönen Glanz, die Geschmeidigkeit und Frische. Sondern die Talgdrüsen aber zu stark ab, so ist dies „vom Uebel“. Es entziehen dann die genannten Kopfschuppen, oder es kann sich bei höheren Graden des krankhaften Prozesses der sogenannte Schmerfluß der Kopfhaut ausbilden, wobei die Kopfhaut und das Haar übermäßig fettig erscheinen. Als Begleiterscheinung kommt gewöhnlich ein ganz leichtes, kaum vernehmbares, an den Grenzen des Fühlbaren stehendes, aber oft auch recht unangenehmes Jucken in der Kopfhaut vor. Es ist dies immer ein Zeichen, das beachtet werden soll (auch wenn es im Warte sich bemerkbar macht) und das darauf hinweist, daß etwas in der Haarpflege nicht in Ordnung ist, oder daß der Haarboden und das Haar direkt erkrankt sind. Wenn manche Leute sagen, sie litten schon so viele Jahre an Schinnbildung, ohne daß es ihnen bisher geschadet, dann loben sie den Tag vor dem Abend.

Der Haarausfall selbst macht sich dabei erst allmählich bemerkbar und wird dann von manchen als ein naturgemäßes Vorkommnis aufgefaßt. Dies trifft jedoch nicht zu. Aus einem sorgfältig gehaltenen und gesunden Haarboden geht (abgesehen von dem physiologischen, regelmäßigen und periodischen Haarmechsel wobei das „Lebensschwund“ gewordene Haar durch neues ersetzt wird — ein immerhin wenig auffälliger Vorgang) kein einziges Haar aus, außer bei ungeschicktem Kämmen und Bürsten.

Die Kopfschuppenbildung und den Schmerfluß der Kopfhaut nebst dem daran sich anschließenden Haarausfall zu behandeln, ist Sache des Arztes. Es läßt sich in solchen Fällen keine „schablottenmäßige“ Heilmethode angeben, denn jeder Fall will, je nach dem Alter des Patienten, seinem sonstigen Gesundheitszustande u. s. w. besonders behandelt sein, zumal wenn sich, wie es ziemlich oft vorkommt, noch Pilzwucherung in der Kopfhaut, in der Haarwurzel und im Haare damit verbunden hat. Denn die Kopfschuppen bilden einen „fetten“ Nährboden für Entwicklung von Pilzen, welche im übrigen leicht durch Ansteckung von einem Haar aufs andere übertragen werden und, wenn sie erst einmal sich eingenistet haben, oft schwer zu beseitigen sind.

Daraus ist schon zu erkennen, daß es ein sicheres Mittel gegen Haarausfall nicht geben kann. Je nach den Ursachen müssen auch die Mittel verschieden sein. Oft sind es direkte Erkrankungen der Kopfhaut, wie Flechten, Pilzwucherungen, welche den Haarschwund bedingen, z. B. bei der „schwerenden Flechte“, welche freisrunde, kahle Stellen in Größe eines Thalers und darüber hervorruft, wobei die erkrankten wie „abgebrochenen“, glanzlosen Haare einzeln ausgezogen und pilzzerstörende Mittel angewendet werden müssen, während bei dem „fleckenweisen Haarschwund“ die scheinbarmigen Stellen des Haarbodens oft weich und glatt wie die Oberfläche einer Billardkugel sind.

Nun unterliegt es ja keinem Zweifel, daß Haarausfall auch vorkommt, ohne daß die Kopfhaut selber dabei irgend welche krankhaften Veränderungen zeigt. So tritt nach schweren Allgemeinerkrankungen, z. B. Typhus, Diphtheritis, schwerer Influenza, hochgradigen Nervenleiden usw. oft starker Haarausfall ein.

Ferner ist darauf hinzuweisen, daß der Haarausfall in manchen Familien erblich ist, und daß in nicht wenigen Familien die Neigung zum vorzeitigen Haarschwund ebenso vorhanden ist wie die Neigung, frühzeitig grau zu werden.

Andererseits wirken oft auch nervöse Einflüsse mit, aufreibende Thätigkeit, unsolide Lebensweise, zu große Vorliebe für geistige (das heißt alkoholische) Genüsse, wenn auch oft der schwere Kampf ums Dasein und die übergroßen Anforderungen, die das Leben stellt, dabei in Betracht zu ziehen sind.

Ein andres Mittel, den Ausfall des Haares zu verhüten, als eine von Kindheit an sorgsam geübte Haarpflege giebt es nicht. Wer sich von Jugend an sein Haar vernunftgemäß und nach den allgemeinen Vorschriften der Gesundheitslehre gepflegt hat (durch öfteres Waschen des Haarbodens und des Haares mit guter Seife, Sorge dafür, daß dem Haar Licht und Luft nicht fehlen, Vermeidung von Friaturen, bei denen das Haar zu sehr geschnitten und gezerrt wird, Vermeidung übermäßiger Einsetzung

des Haares, Vermeidung starken Brennens des Haares usm.), wer ferner allen Erkrankungsursachen, namentlich den Ansteckungsgelegenheiten aus dem Wege geht, überhaupt mit seinem Haar so sauber und vorsichtig umgeht, wie er es mit seiner Haut thut oder thun soll, der kann sich seine Haarfülle ungehindert bis ins späte Alter bewahren.

Derjenige aber, dessen Haar ausfällt oder sonstige krankhafte Erscheinungen zu zeigen beginnt (Ergrauen, Spaltung, Brüchigkeit, übermäßige Trockenheit usw.), möge ohne Säumen einen Arzt befragen. Möglichst frühzeitige Hilfe kann hier schweren Schäden vorbeugen.

Namentlich verjäume man keine Zeit mit der Anwendung von „Haarwuchsmitteln“, die nach den Versicherungen einer geschäftigen Reklame Wunder der Haarerzeugung verrichten und selbst den kahlsten, hoffnungslosesten Schädel noch mit üppigem Haarwuchs bedecken „sollen“. Sie helfen in den wenigsten Fällen, ja verschlimmern oft das dem Haarausfall zu Grunde liegende Leiden; denn es giebt, wie schon oben bemerkt, ebenso wenig gegen Haarleiden ein „Universalmittel“ wie gegen andre Krankheiten des Menschen.

Gedanken eines Jünglings.

Aus dem Tagebuche eines solchen.

Erster Tag. Wunderbar, himmlisch! Endlich bin ich einmal auf der Welt! Wer hätte das gedacht, daß man da atmen kann, frei atmen und hinausstreifen, was man sich denkt! Ich bin nur neugierig, ob alles so aussieht und so eintrifft, wie ich es geträumt habe, ganz besonders freue ich mich aufs Sonnenlicht und den blauen Himmel, auf die frische, reine Luft und Abkühlung meiner heißen Haut. Wenn ich nur alle diese Herrlichkeiten schon sehen und spüren könnte!

Zweiter Tag. Nein, diese schreckliche Hitze! Ich bin recht enttäuscht; diese Luft, dieses Wasser, dieses Licht, wie ganz anders habe ich mir das vorgestellt. Aber Geduld, es wird schon noch kommen. Die alte Frau, die mich pflegt, versteht mich, scheint's, gar nicht recht.

Fünfter Tag. Noch immer keine Erlösung! Wenn's so fortgeht, halt ich's nimmer lange aus. Den ganzen, lieben, langen Tag muß ich vergraben liegen in eine wollene Windel, ein Gemdchen, ein wollenes Zäckchen, ein mit Federn gefülltes langes Kissen, in das ich vom Hals bis an den Füßen gewickelt bin, darüber eine dicke, mit Federn gefüllte Bettdecke, die Vorhänge meiner Lagerstatt zugezogen, das Zimmer durch doppelte Gardinen verdundelt, die Fenster fest verschlossen — so muß ich armer Wurm von früh bis abend liegen. Meine glühende Haut ist noch schlechter dran, wie der heiße Ofen neben mir, der seine Wärme doch wenigstens weggeben kann. O, wüßte ich doch, was ich thun sollte! Schreie ich, so bringt mir die alte Frau heiße Milch zu trinken, die meine Qualen noch vermehrt, habe ich kalte Hände, weil mein armes Hirn und die Haut vor Hitze glühen, so bringt mir die graujahre Alte noch ein paar Federkissen. Ich möchte vergehen vor Qual — ich drehe die halbgeschlossenen Augen nach allen Seiten hilslos umher, aber meine Dädlerin sagt: „Das Kind frieselet, es braucht mehr Wärme“, und wirklich heizt die Entsetzliche den Ofen nach und legt mir obendrauf noch die dickste Wolldecke, die sie findet. Kommt mir denn niemand zu Hilfe?

Zehnter Tag. Wiederum eine fürchterliche Nacht! Eine Lust zum Ersticken! Ich schrie, was ich herausbrachte, aber man verstand mich nicht. Ich mußte trinken, trinken und wieder trinken, bis mir der Magen überließ. Heute morgen, als ich mich nach dem Bade sehnte und hoffte, es werde das Wasser etwas kühler sein als bisher, ward ich nur ein ganz klein wenig ausgepakt und gleich wieder in meinen schrecklichen Federjock eingewickelt. Die alte Frau, die nun gemerkt, daß ich ganz unwohl war, war zum Doktor gelaufen. Der hat mich in meinem Kissengrab angeschaut, half mir aber nicht, so innig ich ihm mit wehmüthvollen Blicken mein Leid zu klagen suchte. Eine halbe Stunde darauf mußte ich aus einem Löffel abscheulich riechendes und sad süß schmedendes Zeug schlucken, das meinen armen Magen kurieren sollte. Luft, Luft, reine, kühle, frische Luft, Licht, Wasser! Soll ich denn gar nichts von dieser Welt haben?

Zwölfter Tag. Nun wird's wohl bald mit mir zu Ende sein! Gestern war große Beratung aller meiner Tanten und Vaten und guten Nachbarninnen. Jede riet ein anderes Mittel für meine Krankheit an und alle stimmten darin überein, daß eine Erhaltung die Ursache sei. Zunächst wurde Warmhalten dringend empfohlen, und dann bekam ich ein Kindermehl und zur Kräftigung Wein, der mein Gehirn noch ein bißchen mehr erwärmte, so daß ich ganz totensill wurde. Mein Leib ist durch eine Flanellbinde zugeschnürt, so daß mein Magen nach jedem Löffel Nahrung überläuft, meine Füße sind gewaltam gestreckt und eingewickelt, so daß ich sie nicht einmal hinaufziehen und so meine Leibscherzen mildern kann. Frische Luft

Kriege ich nicht wegen der Erkältung — meine Gefühle sind allmählich im Absterben. Wenn's nur bald vorbei wäre!
Dreizehnter Tag. Leb wohl, du schöne Welt! Dein Licht und deine Luft hat man mir nicht gegönnt, ich gehe dahin, wo es keine Fesseln giebt. — — —

Millionäre durch Spekulation — nicht durch Arbeit. *)

Unter den sogenannten „selbstgemachten“, „durch eigene Arbeit“ reichgewordenen amerikanischen Nabobs figurirt auch der irische Krönig Fair. Hören wir seine Lebensgeschichte.

Michael Fair, ein irischer Landmann, zog im Jahre 1843 nach Amerika und siedelte sich mit seiner Familie in Zentral-Illinois an. Es gelang ihm, sich wenigstens recht und schlecht durchzuschlagen. Sein Sohn James aber, eine Abenteuerernatur, wollte sein Glück auf eigene Faust versuchen und wanderte als Tramp nach Newyork, wo er sich mit den verschiedensten Beschäftigungen behelfen mußte. Einige Zeit darauf, als nach der Entdeckung der kalifornischen Goldlager alle Welt vom Goldfieber ergriffen wurde, verließ auch er wieder Newyork und schlug sich auf einem Küstenschiff bis nach Panama hinunter durch und von dort die Westküste hinauf nach San Franzisko. Als er in den Goldfeldern zu arbeiten begann, war er wenig über fünfzehn Jahre alt. Trotz täglicher beschwerlicher Arbeit brachte er es in den nächsten fünfzehn Jahren, vom Glück nicht allzu sehr begünstigt, doch nur zu einem Kapital von etwa zweihundertzwanzigttausend Mark. Im Jahre 1865, im Alter von dreißig Jahren, heiratete er und zog nach Virginia City, wo damals gerade sehr reichliche Goldfunde gemacht worden waren. Er legte sein kleines Vermögen in Anteilen an den Hale and Norcross-Minen an und nahm selbst eine Stellung als Aufseher bei der Dohir-Wine an. Ein alter Freund von ihm, John W. Mackay, gleichfalls aus einer aus Irland herüber gekommenen Familie stammend, hatte eine ähnliche Stellung bei der California Mine inne. Beide bezogen das für jene Arbeitsverhältnisse nicht ungewöhnlich hohe Gehalt von zehntausend Mark pro Jahr.

Im Jahre 1869 verbreitete sich das Gerücht, daß die Comstock-Minen, bisher sehr ergiebige Goldquellen, nahezu erschöpft seien und die Anteilsscheine davon fielen infolgedessen kolossal. Fair, der die Gruben noch für sehr ertragfähig hielt, bewog seinen Freund Mackay und zwei irische Gastwirte in San Franzisko, Flood und O'Brien, ihre gesamten Kapitalel zusammenzutun und alle Anteilsscheine aufzukaufen. Mit etwa dreimalhunderttausend Mark, die sie in aller Eile zusammenbrachten, gelang ihnen das auch.

Fair und Mackay widmeten sich nun mit unermüdlichem Eifer der Ausbeutung der schon beinahe verlassenen Minen. Neue Schächte wurden angelegt, man grub bis zur Tiefe von tausend Fuß, und Fair und Mackay waren „wie die geringsten ihrer Arbeiter“ thätig. Der Ertrag der ersten Monate war nicht gerade glänzend, aber auch nicht zu unbefriedigend. Im Jahre 1871 aber wurde eine reiche Goldader entdeckt und goldhaltiges Erz gefördert, das pro Tonne für tausend bis tausendvierhundert Mark Gold enthält. In den zwei Jahren von 1872 bis 73 verdienten die vier nahezu zwei und eine halbe Million Pfund Sterling an ihren Gruben. 1874 kam ihnen ein kolossaler Glücksfall weiter zu Hilfe. Eine ungemein reiche Goldader wurde in einer Tiefe von vierzehnhundert Fuß gefunden, die lange Zeit hindurch ausgebeutet wurde; es war damals ein wenig ertragreicher Tag, wenn nicht für hunderttausend Dollars Gold im Bezirk der Mine gefördert worden war.

Die Aktien sämtlicher Minen von Virginia City stiegen infolgedessen ungeheuer, um beinahe das Fehnfache. Den Big Four (diesen vier), wie man die vier Eigentümer der hauptsächlichsten Gruben nannte, wurde ein Angebot von 21 Millionen Dollars gemacht, das sie aber zurückwiesen. Bis zum Oktober des Jahres 1874 hatten die vier aus ihren Gruben sowohl als auch aus ihren Anteilen an den anderen Minen Virginia Citys kolossale Summen gezogen. Dann, kurz vor Einbruch der abschließenden Katastrophe, veräußerten sie ihre sämtlichen Anteile. Kurz darauf drang Wasser in die Gruben, die außerdem wohl auch infolge der intensiven Ausbeutung nahezu erschöpft waren, die Aktien sanken beinahe bis auf Null und hunderte waren ruiniert. James Fair aber besitzt jetzt ein Vermögen von ungefähr 160 Millionen Mark, Mackay 200 Millionen, Flood 70 Millionen und O'Brien 50 Millionen Mark.

*) Aus der sehr empfehlenswerten Wochenschrift In Freien Stunden, Verlag Vorwärts, Berlin. Preis pro Nummer 10 Pfennige.

Aus Kunst, Wissenschaft und Leben.

* Die Witwe Anzengruber's, die ihn durch ihren Lebenswandel einige Jahre vor seinem Tode gezwungen hatte, die eheliche Gemeinschaft mit ihr aufzugeben und sich von ihr zu trennen, stand am Dienstag in Wien vor dem Strafrichter unter Anklage des Diebstahls. Laut der Anklage wurde Frau Adelinde Anzengruber geb. Pipka, 1853 zu Wien geboren, am 17. August auf Aufforderung des Fleischers Engelbert Hasinger arretiert, weil sie in seinem Geschäft ein Stück Fleisch im Werte von 1,40 Kronen entwendet hatte. Auf dem Polizeikommissariat gestand sie den Diebstahl ein. Bei der Verhandlung erklärte sie sich — entgegen der polizeilichen Angabe — für nichtschuldig. Sie habe um 20 fr. „Geilichtes“ kaufen wollen, und da von den auf dem Verkaufspulte ausgelegten Stücken ihr keines zusagte, schnitt ihr der Selcher ein Stück ab. Das Ladenmädchen legte das Fleisch in ein Papier gehüllt auf die anderen Fleischstücke, und da habe sie nun das angeblich gestohlene Stück Fleisch mit in den Korb genommen, aber nicht in diebstahliger Absicht. Der Selcher habe gleich Körb geschlagen, die Angeklagte eine Gewohnheitsdiebin genannt und — nachdem er das zweite Stück Fleisch ihrem Korb entnommen hatte — nach einem Wachmann gesendet. Sie habe zur Bezahlung ihres Einkaufes eine Fünf-Gulden-Note dem Ladenmädchen gegeben und sich sofort bereit erklärt, auch das zweite Stück Fleisch zu zahlen. — Richter: In der Anzeige heißt es, Sie sind des Diebstahls gefädig? — Angeklagte: Aber nein! Von meinen Kindern habe ich monatlich 25 G., von der Schiller-Stiftung 10 G., mein Vater war Rechnungsrat, mein Beistand Ritter v. Holzinger — da werde ich doch nicht fehlen. — Da der Selchermeister Hasinger nicht erschienen war, vertagte der Richter die Verhandlung behufs Vorladung des Hasinger, dessen Ladenmädchen und des Polizeikommissars, vor dem die Angeklagte den Diebstahl eingestanden haben soll.

Litteratur.

Sämtliche unter dieser Rubrik aufgeführten Schriften sind in der Volksbuchhandlung, Rannischestraße 3, zu haben.

Das hungernde Rußland, so betitelt sich ein neues im Verlag von J. G. W. Diez Nachsl. erscheinendes Lieferungs-werk. Das hungernde Rußland wird 16 Lieferungen zu 40 Pf. umfassen und komplett 6 Mk. (gebunden 7.50 Mk.) kosten. Die Hungersnot in Rußland, die 1898 begann, 1899 wütete und chronisch zu werden droht, veranlaßte den Arzt Dr. C. Lehmann in München und Barvuz, einen geborenen Russen, im Jahre 1899 eine Forschungsreise durch das Hungergebiet zu machen. Die Ergebnisse dieser Reise sind in dem nunmehr vorliegenden Werke niedergelegt. Sein Studium dürfte für alle Ethnologen, Soziologen, Statistiker, Finanzleute, Nationalökonomien, Aerzte und andere von großem Interesse sein; die ungeheuerliche, gerade Sprechweise der beiden Autoren wird sicher bei jedem einen tiefen Eindruck hinterlassen — in der Darstellung ergänzen sich Arzt und Nationalökonom. Im Vorwort sagen die Verfasser: „Die Pariser Weltausstellung, wie schon früher jene in Chitago, gab der russischen Regierung abermals Veranlassung, zu einer großartigen Reklame. Durch ein prunkhaftes Arrangement zaubert sie den Reichauern ein Bild des Reichthums und des Ueberflusses vor. Ist das nicht die alte Kunst der „Potemkinschen Dörfer“? Seitdem man Rußland kennt, weiß man, daß es ein an Naturschätzen reiches Land ist. Was aber an Rußland stets verwunderte, war, wie wenig es diese Schätze auszunutzen versteht, wie arm es in seinem Reichthum ist. Soll es jetzt bereits anders geworden sein? Dieses Buch zeigt die Gegenseite der Medaille: das offizielle, zarische Rußland giebt sich als Rußland der Opulenz — unser Buch schildert das hungernde Rußland.“

Sesefrüchte.

Die bürgerliche Gesellschaft, insoweit sie für die Sicherung des Eigentums eingerichtet ist, ist in der That nur für die Verteidigung der Reichen gegen die Armen oder für die Verteidigung derjenigen, welche etwas besitzen, gegen diejenigen, die nichts haben, eingerichtet. * Adam Smith.

Der Staat sollte vorzüglich nur für die Armen sorgen; die Reichen sorgen leider nur zu sehr für sich selber.

S e u m e.